

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 12

Artikel: Agathe B. oder die Wahrsagerin
Autor: Graber, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066153>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

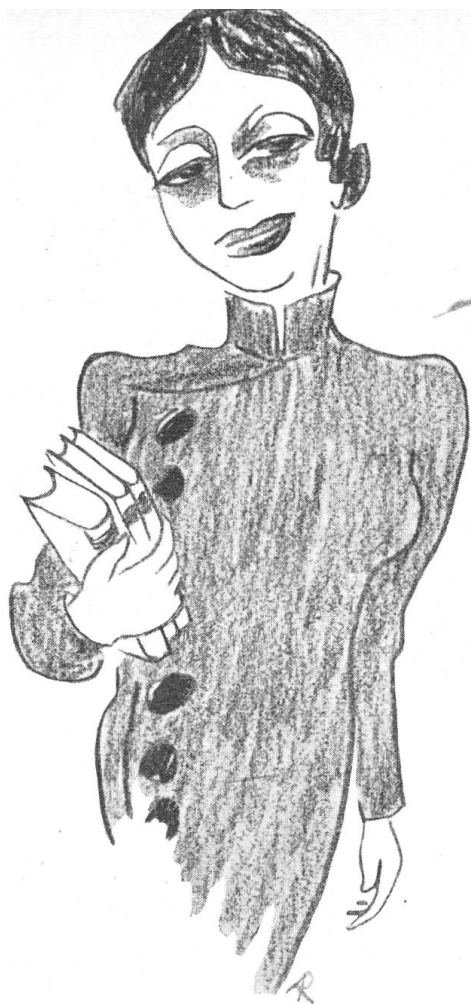
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Agathe B.

oder die Wahrsagerin

Erzählung

Von Rudolf Graber

Illustriert von Albert Ruegg

konnte sich nicht zum Examen entschliessen, « sie stosse auf immer neue Lücken », sagte sie.

Sie verbarg die Verzweiflung über diesen unmöglichen Zustand hinter einer verhaltenen Gefasstheit und fremden Freundlichkeit. Sie sah trotzdem alle Morgen aus, als hätte sie frisch geweint. Ihre grossen und nahezu schwarzen Augen, dunkel umschattet wie die einer grossen Liebenden, glänzten wie von der Nässe eben weggewischter Tränen. Ihre Lippen, von einer fast befremdlichen Üppigkeit und Breite, waren nass, als hätten sie die Tränen weggespuckt, die Weinenden oft in den Mund kollern.

Während meiner zwei Semester an der Zürcher Universität war Agathe B. die am meisten verachtete und bemitleidete Studentin. Sie war derart langsam, schwerfällig und bedrückt, dass sie Burschen wie mich rasend machen konnte. Wenn sie mit mir redete, sagte ich ihr oft in Ungeduld das Ende ihres Satzes vor. Sie wurde darüber nie böse. Sie hielt beim Sprechen immer ihre grossen glockenförmigen Lider halb über die Augen gesenkt und sah unsicher weg. Studentinnen gab sie geliehene Hefte bald und angstvoll und mit kleinen reizenden Geschenken zurück.

Sie studierte bereits im elften Semester, während alle andern sich den Mittel-lehrer im sechsten errangen; alle Hauptvorlesungen hörte sie nun zum zweitenmal, sie wusste an den Seminarübungen die Fragen der Professoren zum vornherein auswendig und leierte die Antworten wie in einer Art Entrücktheit mit eintönig klagender Stimme her. Aber sie

Indes war es uns Studenten klar, dass diese Schwermut und Gehemtheit nicht bloss aus Examensbangigkeit stamme. Tatsächlich berichteten Studentinnen, die auf Skifahrten ein paarmal bei ihr zu Hause angekehrt, dies. Agathe B. stammte aus dem Kanton Glarus. Dort war ihr Vater ein Stündeliprediger, ihre Mutter dagegen eine prachtvolle, grosse, dunkle, rasche und wilde Frau, gegen die das kleine, kahle und ältliche Ehemännlein nur durch die furchtbare Schärfe seiner frommen Grundsätze und Anforderungen Meister blieb. Zwischen beiden stak Agathe verklemmt. Sie nahm die weltfeindlichen Überspanntheiten des Vaters für Offenbarungen, und doch klopfte ihr Herz wie das der Mutter.

Sie kleidete sich so sang- und klanglos als irgend möglich. Ihre ungeschnittenen, etwas kurzen Haare hatte sie im Nacken zu einem dürftigen, fast durch-

scheinenden Knoten zusammengesteckt. Und doch war dieser Nacken von einer reinen Zartheit, wie bei kaum einer Studentin, sie hatte hübsche, schmale Schultern und eine nicht zu verhehlende runde Brust.

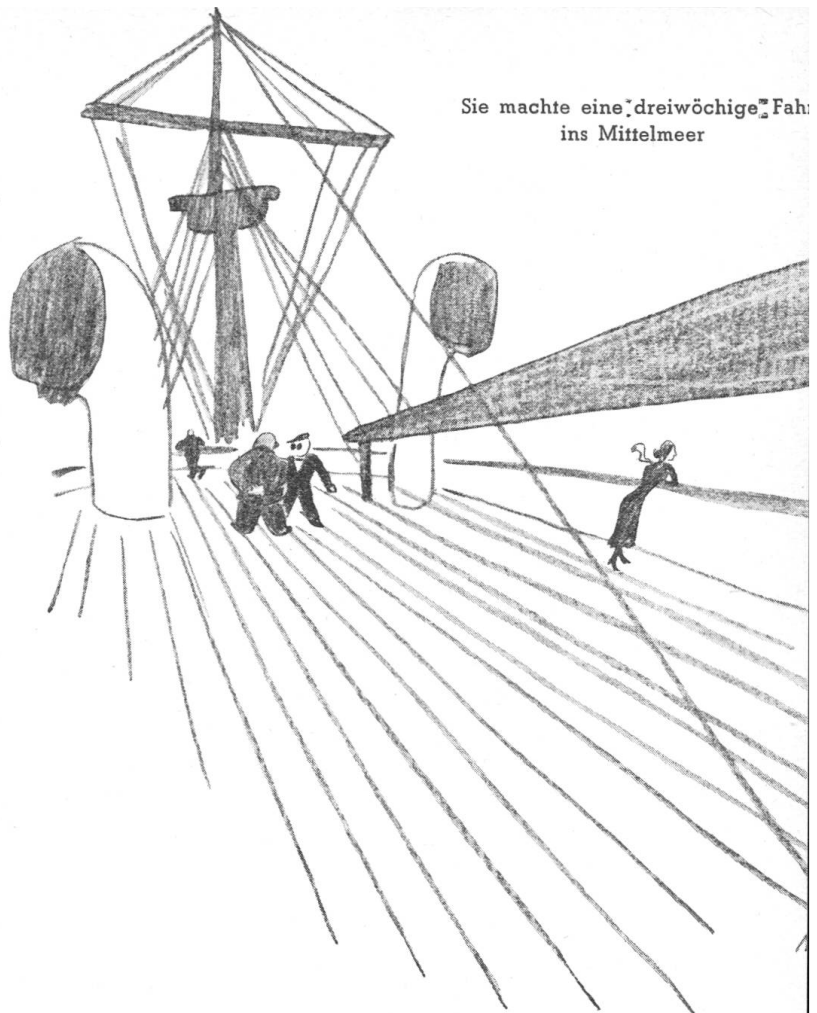
Wie sie es fertig brachte – Gott weiss es. Ein Semester nach meinem Weggang machte sie das Examen. Sie hatte einer jungen Dozentin für Russisch, bei der sie über Dostojewski hörte, dreimal das Ehrenwort gegeben, auf Semesterschluss sich zur Prüfung zu melden, zweimal hatte sie es gebrochen, was scherte das die zwei Frauenzimmer – sie handhabten es ein drittes Mal – jetzt wirkte es.

Agathe B. wurde als Sekundarlehrerin in einer der schönen, weitläufigen Gemeinden angestellt, die auf dem besonnenen rechten Ufer des Zürichsees zwischen dem silbernen Wasser und den grün-blauen Rebbergen mit vielen weissen Häusern hinschimmern. Ihre Schülerinnen hatten sie gern, sie war zu ihnen wie eine treubesorgte, etwas dumme ältere Schwester, ja, das ganze Dorf liebte sie, weil sie wie ein stilles, nicht unschönes Tier völlig ungefährlich hinklebte.

Sogar der Frauenverein hatte sie zum Beitritt zu nötigen gewusst, obgleich eine Frauwerdung dieser verdrehten Jungfrau zu den offenkundigen Unmöglichkeiten gehörte. Und nach einigem Anstandszögern hatte man ihr richtig das Amt einer Schriftführerin aufgehalst.

So fuhr sie denn gleichfalls mit, als an einem ersten hellen Märznachmittag dieser Frauenverein in zwei mächtigen Kremserwagen seeaufwärts aller häuslichen Enge und Last entflo. Kremserwagen sind die Elefanten unter den Wagen; es hatten diesmal bizarrerweise keine Autobusse sein dürfen, die vier glänzend gestriegelten, märztollen Pferde an jedem der altertümlichen, mächtigen Fuhrwerke fielen immer wieder in Galopp, Agathe B. sass in den Eckplatz einer der vielen Querbänke geduckt.

Das Drilchdach über ihr und ein paar extra angeheftete farbige Seidenbände-



Sie machte eine dreiwöchige Fahrt ins Mittelmeer

lein flatterten lustig im Wind. Aus den Rebbergen mit ihren blaugrün bespritzten Mauern und Felsen klang das scharfe Knallen der Hacken, Mist wurde hineingetragen, die Winzer winkten und riefen den Wagen Scherze nach, die niemand im Gelärm verstand. Die tausend und aber tausend Obstbäume in den Matten seewärts standen noch kahl mit ihren weissen Kalkringen, durch das Gitterwerk ihrer Äste glänzte der See mit dem ersten scheuen Blau des Frühlings, die Silberplatte seiner Wasser da und dort von einem jungen tolpatschigen Wind verdunkelt. Ab und zu führte die Seestrasse dicht an kleinen ummauerten Buchten und Häfen vorbei. Daran lagen die Kähne noch winterlich umgekehrt, im Wasser schwamm der Winterunrat dörren Schilfs, und doch zündete die Sonne jedesmal aus dem Widerschein dieses Wassers frühlingshaft grell unter die bereits erhitzten Gesichter der Frauen und unter das fröhliche Tuchdach. Da schoss auch der Blick hinüber in die

verschatteten Schwyzer Waldberge und darüber empor in die geeckte, zerhackte Silberherrlichkeit der Glarner Alpen, die in der Sonne mit blitzenden Kanten und Feldern über blauverdunkelten Schneestürzen standen.

Allein da sass Agathe, in der bedrängenden Enge die Schultern nach vorn geschoben, mit ihrem traurigen Alltagsgesicht, über den Augen ein wenig müde, freundlich, unbeteiligt und in leisem Klagen alle Scherze und Anrempe-lungen beantwortend, ihre grossen gesunden Lippen leicht geschürzt in Verlegenheit.

Die Weiber um sie waren bereits nach dem ersten Dorf völlig aus dem Häuschen. Eine zog plötzlich unter der Bank einen alten Hut ihres Mannes hervor, den sie bisher sorgfältig geheimgehalten. Sie setzte ihn schräg auf den Kopf, alle jubelten, darüber erhob sie sich und winkte jedem vorbeikommenden Burschen entgegen zum unbändigen Vergnügen aller Mitfahrenden, die sich in den mächtigen Wagen unangreifbar wie in Festungen und unbeschwert wie vornehme Leute vorkamen.

So lustig fuhren sie denn auch in den Hof des Gasthauses ein, der ihr Ziel war. Der Frauenverein dieses Gastortes hatte sie nämlich zu einem Wohltätigkeitsbasar eingeladen, und sie wurden jetzt aufs beste und aufgeräumteste von den befreundeten Frauen bewillkommt. Man hatte in einer warmen Glasveranda gegen den See hin gedeckt, aus dem Hofe darunter ragten die gestutzten Äste breiter, niederer Rosskastanien in den blauen Himmel und warfen da und dort blaugraue Schatten durch die Fenster herein auf die schneeweissen, frisch aufgebrochenen Tischtücher und die Goldreifchen der Kaffeetassen. Denn ein wunderbarer Duft von Kaffee füllte bald in seligen Wolken den Raum und entrückte alle ausser Agathe vollends in den Himmel wunschloser Plauderlust. Irgendein Geheimnis schien die Gastgeberinnen dabei jedoch stetsfort zu kitzeln, dunkle

Andeutungen flogen ohne Aufhören von Tisch zu Tisch, Entrüstung bei den Einzeladenen wurde laut. Endlich liess es sich nicht länger verhehlen: drüben im Saale mit den Basarständen sass in einer halbdunkeln Nische eine zigeunerische Wahrsagerin, die sich der Frauenverein ausdrücklich für diesen Anlass aus Feldkirch für kein unebenes Geld hatte kommen lassen.

Eine Wahrsagerin! Die Kunde schlug ein wie eine Bombe. Umsonst versuchten die Einheimischen mit Bitten und Zureden das Kaffeegelage zu retten – es war von allen Tischen nur noch ein Aufbruch und Wegrennen hinüber nach dem grauslichen Wesen, nach wenigen Augenblicken sass Agathe B. allein an der Fensterwand der Glasveranda.

Sie fühlte sich einsamer als je. Sie hatte umsonst gehofft, am Basar eine junge, aufgeräumte Lehrersfrau hier aus dem Dorf zu treffen, mit der sie fast etwas wie Freundschaft verband. Auf ihr beklommenes Fragen hatte man ihr mitgeteilt, dass eins der Lehrerskinder an Masernanzeichen darniederliege, so durfte Agathe ihrer eigenen Schülerinnen wegen nicht einmal hin, sie war sehr traurig.

Daran änderte selbst die Sonne nichts, die durch die wasserhellen Scheiben auf die zarte Haut ihrer Wangen brannte, die trotz der absonderlichen Sprödigkeit der Fünfundzwanzigjährigen noch mit der Frische und dem Flaum roter Pfirsiche prangten.

Sie blickte wie nach Hilfe draussen in den Himmel. Allein sie entdeckte nichts als ein Rotbrüstchenpaar, das sich aufs ausgelassenste und emsigste zwischen den leeren Aststummeln jagte, manchmal kreischend mit gespreizten Flügeln kopfüber in die Tiefe fiel, dann mit schüttelnden Federröckchen in langen Stössen wieder aufschoss, es wusste sich endlich nicht mehr zu lassen vor Liebe. Agathe blickte mit einem leisen erzürnten Aufatmen auf ihre Ungebühr, zugleich errötete sie dunkel.

Kurz darauf kamen die ersten Frauen lachend und bestürzt von der Wahrsagerin zurück; das ging schon über die Hutschnur, was der Balg wusste! Agathe sollte ja auch hin! Agathe dachte nicht daran. Sie als junge Wissenschaftlerin – ei wohl – und mit ihrem Vater... Sie wehrte nach allen Seiten ab, als sie durch die Frauen zum Einkauf in den Basarsaal hinüberschritt. Aber sie konnte es doch nicht hindern, dass ihr ein paar-mal ein Schauer den Rücken herauffuhr, wenn ein neuer Wahrspruch, Staunenden erzählt, an ihr Ohr schlug.

Drüben zwischen den bunten Ständen des Saals las sie sich dies und das aus, aber die alte Traurigkeit kam zurück. Warum ging sie hier wiederum allein zwischen den Tischen? Warum ging sie immer allein? War sie denn so sehr anders als alle?

Plötzlich sah sie sich mit Erschrecken dicht vor der Nische der Wahrsagerin. Man hatte dieser in den dunkeln Winkel aus bemaltem Tuch eine Art Waldhütte hingestellt. Agathe B. ging mit raschen Schritten vorbei. Jetzt erst bemerkte sie, dass sie sich fast allein in dem weiten Saale befand. Ihre Bekannten sassen längst wieder drüben beim frisch aufgebrühten Kaffee, fern rollte ihr Gelächter. Nur ein paar Frauen aus dem fremden Dorfe standen zögernd an den Tischen.

Agathe blickte zurück auf die Zigeunerin. Die legte eben mit einer schmalen Hand zählend die vielen Geldstücke, die ihr zugeflossen, auf Häuflein; sie hatte ihr Gesicht mit Spannung darüber gebeugt; es war das schmale Gesicht eines jungen Weibes, jedoch tief dunkelbraun, aus dem roten Kopftuch hing ihr ein ganzer Reifen kleiner Goldmünzen über die Augsbrauen. Sie richtete langsam von unten her die Augen auf die zögernd stehende Lehrerin. Es waren klare, funkelnde Lichter, Agathe fühlte in ihrem Schein die Knie wanken. Sie wandte sich langsam um, schritt besinnungslos zu der Zigeunerin, die sich freundlich aufrichtete, und streckte ihre

Rechte hin. Von dem Augenblick an, wo die Wahrsagerin mit schmalen kühlen Fingern ihre Finger hielt, ergoss es sich wie eine dunkle Ruhe über Agathe B. So musste es dem Vogel sein, der widerstandslos in die Blicke der Schlange stürzt.

Allein, die Zigeunerin beugte sich zunächst harmlos und neugierig in die Linien von Agathes Hand, flüsterte ihr ein paar erfreuliche Dinge über ihren Charakter zu und erbat sich dann noch ihre Linke. Sie hielt die Hände nebeneinander und schwieg mit einemmal. Agathe hörte ihr eigenes Herz schlagen, es ging zu ihrem Staunen langsam, schwer und stark wie ein zuversichtlicher Wogengang.

Dann richtete sich die Zigeunerin auf und sagte, soviel sie sehe, werde Agathe in den nächsten Tagen, vielleicht aber schon in den nächsten Stunden, eine Aufforderung zu einer grossen Reise erhalten; diese Reise führe sie aus; hernach werde sie darüber zahlreiche Vorträge halten; bei einem der letzten aber lerne sie einen Mann kennen, der sie sehr lieb bekomme, der werde ihr Ehemann.

Agathe B. schüttelte mit einem irren Lächeln den Kopf und sagte, das werde nicht sein. Sie ging zu ihren Frauen zurück, allein sie verstand nichts von dem, was man ihr zurief. Auf der Heimfahrt stand der junge Mond dünn und rund geschwungen wie ein Reifen im rot-blauen Abendhimmel; sie sah ihn und wusste nicht, was sie sah; sie gab verwirrte Antworten, leugnete auf das Eindringen der Frauen heftig ihr Abenteuer und gestand es endlich halbwegs, indem sie sich kichernd und die Schultern von Scham geschüttelt ineinanderbeugte. Als sie in ihr dunkles Zimmer trat, stand im offenen Fenster der leuchtend hellblaue Himmel der ersten Nacht; er spiegelte wider im Wasser ihres Krugs, daneben schimmerte blass ein hellblauer Brief; sie ging darauf zu; es war die Ankündigung einer grossen Schiffahrtslinie über eine dreiwöchige Fahrt ins Mittelmeer.

Zwei Tage vor den Frühlingsferien reiste Agathe B.

Als sie wiederkehrte, war sie nicht mehr Agathe B. Sie kam in einem hellen Reisemantel, aufgeknöpft und im Winde sich blähend wie eine leichte Haut. Darunter trug sie ein Kleid, entzückend, aber kurz, knapp bis unter die Knie. Die kurze Mode war längst vorbei – sie trug es. Sie trug dazu einen Bubikopf, frisch gekraust, er stand um ihr gesundfarbiges Gesicht mit dem mächtigen Munde und den grossen feuchten Augen wie eine ebenholzscharze glitzernde Mähne. Und was das Tollste war: sie redete. Sie redete wie ein Sturzbach. Sie redete mit einer Schnelligkeit, dass man kaum mit Horchen nachkam. Zwei Dinge waren es, die mir nicht an ihr gefielen: die etwas scharfen Schienbeine gegen ihre sonst ganz herrlichen Waden, und ihre Augen. Ihre Augen redeten nicht mit, wenn ihr Mund fuhrwerkte. Sie waren dunkel und unbewegt, von einer ungläubigen Spannung, es war wie eine verhaltene Angst darin.

Im September hielt sie ihren Vortrag im Frauenverein. Solang hatte sie gezögert, daran gefeilt und mit den Lichtbildern zu tun gehabt. Sie hielt ihn im Dunkel mit anfangs stockender Stimme, der kleine Lichtschein ihrer verdeckten Lampe liess die bewegte Röte ihres Kinns, ihres Munds und ihrer Wangen eben noch sehen. Es war ein voller Erfolg. Die Frauen fanden des Rühmens kein Ende. Der Dramatische Verein des Dorfes lud Agathe zum nämlichen Vortrag, sie verlangte 20 Franken. Sie bekam sie. Dann hielt sie ihn an der Sekundarlehrerkonferenz ihres Bezirks, er war eine Überraschung. Da die Zigeunerin von vielen Vorträgen geredet hatte, wusste Agathe, dass sie hier ihren Mann noch nicht fände und verhielt sich kühl zu all den jungen Lehrerschwengeln, die der hübschen Rednerin plötzlich begierig den Hof machten, doch sass sie unter ihnen mit der Ungezwungenheit und freien Eleganz, als wäre es noch einmal das

helle Deck ihrer Schiffes, das sie vor Alexandria und Konstantinopel geführt.

Ein paar Wochen später redete sie in Orlikon, überm See in Thalwil und Horgen, da und dort – es war eine Zeitlang ein florierendes Geschäft. Hierauf wurde es langsam stiller. Im Winter wollte man sie noch in Pfäffikon hören, dann war es aus. Agathe hatte ihren Mann nicht kennengelernt. Die Zigeunerin hatte gelogen.

Gegen Ausgang des Frühjahrs aber erhielt sie doch noch eine Einladung in ein abseits gelegenes stilles aargauisches Landstädtchen. Die Naturforschende Gesellschaft daselbst hatte durch persönliche Vermittlung von ihr gehört, sie würde sich glücklich schätzen, die junge Rednerin bei sich zu begrüßen.

Agathe wusste, dass sich jetzt ihr Schicksal erfüllte. Sie packte ihre Lichtbilder behutsam ein, wischte das bisschen Staub von den Scheibchen, hob jedes nochmals vor die Augen ins Licht und guckte hindurch in die Freiheit. Sollte sie nicht doch absagen?

Es war ihr geradezu ein wenig übel, als sie in den Zug stieg. Aber abends, als es ernst galt, hielt sie den Vortrag mit einem Schwung, einer Sicherheit, einer weltbefahrenen Überlegenheit wie nie. Als sie die Glasbildchen eins um andere wieder in die Rillen ihres Holzkästleins versenkte und die Herren der Naturforschenden Gesellschaft in Fräcken in kleinen, dunkeln Inseln da und dort plaudernd im Saale herumstanden, löste sich aus den Stuhlreihen ein bedacht-samer Mann von Mitte der Dreissig und kam auf Agathe zu. An seiner linken Hand, mit der er die Stühle vor sich weschob, sah Agathe keinen Ring. Das also war nun der Mann. Sie sah ihm aufatmend entgegen, ihre Augen, eben noch blitzend in kalter Schärfe, verhüllte ein heller Duft warmen Nebels. Wusste er ihrer beider Schicksal? Er wusste es nicht. Er war Besitzer einer kleinen Aluminiumfabrik hier im Ort und hätte sich gern nach den Umständen oder Schwierigkeiten einer solchen Reise erkundigt.

Er war nur ein wenig befangen und errötete jetzt leicht über die zuversichtliche freudestrahlende Art, womit das junge, schöne Geschöpf vor ihm sich mit ihm abgab. Er war keineswegs ein Adonis, er war nicht einmal sehr imponierend. Schon guckte die Höhe seines Scheitels neugierig zwischen dünner werdendem Haargebüsch durch, und wer weiss, ob nicht einzelne seiner Haare mit einem heftigen Silberglanz sich aus den schwarzen übrigen herausperrten .. Aber sein Gesicht war frisch, hellrot über die Backenknochen, seine braunen Augen von einer klaren Güte, sein dunkler, gestreifter Anzug gewählt. Und nicht dass es ihm in seinem Städtchen an Gelegenheit zum Heiraten gefehlt hätte -, ein gewisses Misstrauen gegen die allzu handgreifliche Absichtlichkeit des weiblichen Jungwuchses und Angst vor ihrer hausbackenen Enge hatten ihn davon abgehalten. Nie in seinem Leben allerdings war er mit einem hochgebildeten jungen Mädchen von soviel natürlicher Anmut wie Agathe B. zusammengetroffen, die ihn zudem auf den ersten Blick mit einer derart herzlichen Freude behandelt hätte. Ihm war nach wenigen Worten, sie müssten sich schon lang kennen, und ihm war zumute wie kurz vor einem hochfeinen Essen, ihm ward ordentlich gefrässig. Er spürte im Mund eine Süßigkeit wie nie, zugleich schwamm seine Zunge ein ganz klein wenig im Wasser.

Dies wurde alles noch um einiges heftiger, als er ihr in den hellen Mantel half und ihr süßes, rundes Gesicht im Spiegel anblitzte, als Agathe sich ihr keckes, wenn auch um ein Jahr veraltetes Hütchen aufsetzte und mit schmolgend vorgeschobenen Lippen ein paar wirre Haarkrausen unter das zartgeflochtene Stroh schob. Er trug ihr die Lichtbilder zum Gasthaus. Es ging gegen elf Uhr nachts. Das Städtchen schlief unter dem Dämmerlicht eines Vollmonds, der alle Augenblicke von dicken Nachtwolken zugehäuft ward und verzweifelt aus den dottergelben Säumen der braunen



Agathes rundes Gesicht blitzte ihn im Spiegel an

Wolkenberge aufzutauchen zappelte. Es war warm und still. Sie gingen in einem hellen, erfreuten Gespräch über das Gasthaus hinaus und stiegen zur alten, gedeckten Holzbrücke hinab. Die Reuss stürzte links und rechts in langen, hellgrünen Silberrücken in die alte Flossgasse, die in der Mitte schäumend unter der Brücke durchgischte. Sie hingen eine Weile mit den Armen an der hohen, verstaubten Holzbrüstung und guckten in das mondbeschienene vorbeischießende Wasser, er zeigte ihr sein Haus oben über dem Fluss in den dunkeln mondbestreiften Gärten. Sie standen und redeten, endlich lehnte sie mit dem Rücken in einen Winkel des Gebälks und sah ihm ins Gesicht. Er fasste ihre

Hand. Sie war fein und rundlich und jetzt sehr heiss. Sie liess sie ihm, er streichelte sie und biss ein wenig hinein, als er sie küsste. Er spürte durch ihren Arm und Leib ein Zittern, wie nur die versparte Lust vieler Jahre aufzittert; sie wusste gar nicht, wie man küsst; sie kniff zuerst die Lippen fest zu, dann öffnete sie sie langsam, sie wurden üppig und feucht, sie hatten den Duft, und wenn er von ihr liess, die Farbe dunkler Rosen.

An Pfingsten verlobte sich Agathe, auf den Herbst wollte sie ihr Lehramt niederlegen, nächste Ostern sollte Hochzeit sein. Sie war jetzt in ihrem Äussern schlechterdings untadelig. Sie hatte Schluss gemacht mit der überlebten Jugendlichkeit der leichten Kleiderfetzchen und der wilden Locken, alles an ihr war gediegen, knapp und von letzter Eleganz, von dem leichten, nach hinten aufgekrempten Strohhütchen, das ihre dunkelleuchtenden Augen beschattete, bis zu dem in den Hüften eingeschwungenen Jäckchen und dem genau sitzenden Rock. Ihre Schienbeine, soweit sie noch zu sehen waren, fanden sich sanft gebettet in mildem Rund an ihrem Ort. Das Schönste waren ihre schwarzen Augen. Sie sahen einen als funkelnde Kugeln scharf, klar und gross an, sie lachten wie in fortwährender Lust.

Am Ende aller Enden wurde Agathe noch von jenem Zürichseedorf zum Reden eingeladen, wo ihr die Wahrsagerin ihre Zukunft vorausbedeutet. Als sie den Vortrag beendet hatte, liess sie das letzte Bild noch eine Weile länger als sonst im Scheinwerfer, und indem sie in der Dunkelheit stand, sagte sie mit heller Stimme:

Sie habe zwar für ihren Vortrag zwanzig Franken gefordert. Das habe sie aber nur getan, um diese jetzt bei bester Gelegenheit dem lieben Frauenverein zurückzuschenken. Ihr grosses Glück nämlich habe hier in diesem Saale seinen Anfang genommen. Sie würden sich wohl alle noch der freundlichen Wahrsagerin

erinnern, die im Frühling vor dem Jahr sie alle in Staunen gesetzt. Das und das habe sie ihr prophezeit, und wortwörtlich sei alles eingetroffen bis und mit ihrem Manne – dem lieben.

Sie hatte kaum angefangen, in der Dunkelheit ihre Beichte zu tun, als dicht vor ihr ein silbernes Klingeln hellsten Gelächters zu kugeln begann und nicht mehr aufhören wollte, sondern sich wie ein Wind im Felde hell und dunkel über den ganzen Saal verbreitete. Ihre letzten Worte gingen völlig darin unter.

Agathe B. wusste endlich nicht mehr, woran sie war, bückte sich und schaltete mit einem Zörnlein das Licht im Saal an.

Da sah sie vor sich in der ersten Stuhlreihe ihre Freundin, die junge Lehrersfrau, die sie damals umsonst gesucht: mit beiden Händen versteckte die ihr glühendes Gesicht, lachte und lachte und schüttelte sich wie ein Narr.

« Bist du die Wahrsagerin gewesen ? », schrie Agathe B. in einem schrecklichen Erkennen.

« Ja », nickte die andere und schüttelte den Kopf mit allen seinen Locken vornüber.

« Du ! » hauchte Agathe und setzte sich auf ihren Stuhl, fassungslos beide Hände im Schoss und die Augen über alle Massen aufgerissen. « Das ist nicht wahr ! Woher hättest du den Reiseprospekt gewusst ? »

« Mein Mann hatte ihn am selben Nachmittag erhalten. Alle Lehrer – ringsumher. »

« Du Schlange du ! » sagte Agathe. « Aber dass ich reiste ? »

« Das wusste ich nicht. Das wünschte ich dir nur, weil's dir not tat. »

« Und die Vorträge ? »

« Auch die. »

« Und mein Mann ? »

« Anders wärscht du doch zu keinem gekommen, Agathe! »

« Ich wär' zu keinem gekommen », sagte Agathe. « Aber Gott, wie muss ich mich schämen! So war es nicht das Schicksal – so war ich's, die ihn mir bestimmte! »

Unter dem Zwieruf zwischen beiden war es im Saale mäuschenstill geworden. Jetzt aber fing wieder irgendeine Frau zu lachen an, das fasste alle wie ein

Wogen, die junge Lehrersfrau lachte, dass sie sich die Haut von den Handgelenken rieb; Agathe sass erst noch eine Weile wie entgeistert, den Kopf in den Nacken gesunken und die Augen wie gebrochen gradaus. Dann fing auch sie langsam an zu lachen, ihr Leib schüttelte leise, ihr Mund zitterte, über ihr lachendes Gesicht liefen schnell und glitzernd zwei Tränen.

En Schlaumeier

Von O. Seeberger

Wo's synerzyt sich drum ghandlet het,
Ob me's metrisch Mäss und System au wett
Yfüere-n i eusem Schwyzerland,
So het me-n überallumenand
Versammlige gha und d'Lüüt uufklärt,
Suuscht hätte die doch nume-n uufbigährt.
So isch denn au en Vortrag gsy
Imen Ort, wo berüchmt isch wäge sym Wy.
Dä händ si dert immer per Saum verchauft,
Und nie het me ghört, er seig denn tauft.
Und 's Chorn het me ghandlet per Seschter und Mäss
Mit em ryche Ma und em Hindersäss.
Nur ungärn het me sich nodigsnoh
Dry gschickt, vo de-n alte Brüüche z'loh.
Im Vortrag het me do lang und breit
Alli Vorteil vernoh, und wie d'Obrigkeit
Es nume guet mein und gerächt,
Und 's Gsetz abegheye das wär schlächt.
Do stoht der alti Hartme-n uuf,
Wünscht 's Wort und räuschperet und seit druuf:
„Ihr Herre, was me do bringt vo Bärn,
— I säge's, wie's isch und nidemol gärn —
Es dunkt mi miseel e gueti Sach,
Und ygfuehrt muess si sy alsgmach.
Aber i bi scho en alte Ma
Und chönnt mi nümme gwöhne dra;
Und 's git im Dorf suscht no es paar,
Wo's au nümme chönnte, 's isch jo klar.
Drum mein ich, d'Sach seig wüerkli rächt,
Nur d'Zyt zum afoh, die seig schlächt;
Me warti mit, mach nid so gschwind,
Bis di alte Lüüt emol gschorbe sind.“